

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 118 (1952)

Heft: 4

Artikel: Arnold Winkelried

Autor: Frauenholz, Eugen von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-23726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arnold Winkelried

Von Eugen v. Frauenholz †

Der Verfasser des nachfolgenden Beitrags, *Prof. Dr. Eugen von Frauenholz*, ist am 5. Januar 1949 im St. Jodokstift zu Landhut in Bayern verstorben. Allen Lesern der Monatsschrift für Offiziere aller Waffen war er durch seine ebenso vielseitigen als gründlichen historischen Studien bekannt. Er hat auch der A.S.M.Z. als Nachfolgerin der Monatsschrift die Treue bewahrt. Leider war es uns nicht möglich, auch nur den größeren Teil der uns übermittelten Arbeiten zu veröffentlichen.

Prof. v. Frauenholz war ursprünglich Berufsoffizier und diente im 1. Weltkrieg als Major im 2. Königl. Bayr. Schweren Reiterregiment. Später wandte er sich ganz der Geschichtswissenschaft zu, wurde Ordinarius der Universität München, eine Professur, die er unter dem nationalsozialistischen Regime seiner Überzeugung opfern mußte. Der Verstorbene war ein weitgereister Mann von vornehmster Bildung und Gesinnung. Er kannte unter anderem Südamerika, Rußland, Abessinien und den vordern Orient. Mannigfache Freundschaftsbande verknüpften ihn auch mit unserer Heimat, die er oft und regelmäßig besuchte. – Seine umfangreiche Privatbibliothek fiel einem Luftangriff zum Opfer; mit zäher, stiller Beharrlichkeit machte er sich selbst im hohen Alter an den Wiederaufbau der wissenschaftlichen Grundlagen seiner Arbeit; jüngeren damit ein Beispiel gebend. Einsam, durch das Unglück seines Volkes schwer getroffen, aber aufrecht und klaglos, wie das für einen Menschen seines Wesens beinahe selbstverständlich war, ist er von uns geschieden. Die, die den Vorzug hatten, ihn kennen zu lernen, bedauern in ihm nicht nur einen guten Freund oder treuen Mitarbeiter verloren zu haben, sondern einen Vertreter eines Menschenschlages scheiden zu sehen, der durch die Lauterkeit seiner Gesinnung und durch seine Haltung manchen Zeitgenossen hätte Beispiel sein können. Red.

Die Erzählung vom Tell und dem Apfelschuß wird in der neueren schweizerischen Geschichtsschreibung zu den Sagen gezählt.

Man findet in ihr Anklänge an alte nordische Überlieferungen, die vielleicht noch weiter zurückgehend als altes indogermanisches Sagengut überhaupt angesprochen werden können. Das «Weiße Buch von Sarnen» ist die erste schriftliche historische Aufzeichnung, die die Tellensage als Tatsache annimmt. Sie ist wohl zu Ende des XIV. Jahrhunderts geschrieben. Von da an erscheint die Tellensage in fast allen größeren schweizerischen Geschichtswerken, und noch im XVIII. Jahrhundert hat Johannes von Müller ihre historische Echtheit nicht angezweifelt.

Und das Wesentliche ist ja auch, daß sie ein prachtvoller Ausdruck der Volksstimmung ist, der Schiller im Zeitalter der Aufklärung zu seinem Drama begeistert hat.

«Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.»

Die Eidgenossenschaft ist durchaus nicht immer fehlerfrei gewesen und hat schwere Zeiten innerer und äußerer Unruhen und Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Aber das Festhalten an ihren Grundsätzen hat ihr dann doch letzten Endes immer wieder über alle Fährlichkeiten hinweggeholfen.

Die Tellensage wurde auch in Geschichtsbücher von außerschweizerischer Herkunft übernommen. Der österreichische Historiker Johann Jakob Fugger von Kirchberg bringt sie um 1550 in seinem «Ehrenspiegel des Ertzhauses Österreich», und zwar durchaus nicht in einer einseitig habsburgischen Darstellung. Etwas vor ihm schrieb Sebastian Franck aus Wörth ein «Chronikon Germaniae», das 1538 in Augsburg gedruckt wurde. Er berichtet in Kürze über Tell und Geßler und erzählt ebenfalls von Übergriffen der habsburgischen Beamten.

Franck verweist dann seine Leser auf die Chronik von Peter Etterlin, da er selbst «kein sonderer Chronik eines sondern lands zu schreyben vorhab, sonder ein gemain Chronic der fürnembsten hendel und histori über ganz Teutschland.» Immerhin bringt auch er noch ganz interessante Einzelheiten zur Schweizergeschichte, so wenn er über den Zug des Herzogs Leopold von Österreich nach Morgarten folgende Episode erzählt: Als Leopold 1315 mit seinen Vasallen einen Zug gegen die unbotmäßigen drei Orte beriet, «rathschlagten sie, wie sie am besten in die Schweiz kommen möchten, und kamen zu dem Schluß, daß ein Einfall am Morgarten beim Egerisee am besten sei. Der Herzog fragte auch seinen Narren, wie ihm die Sache gefiele. «Nit wohl», sagt der; gefragt warum, antwortete er: «Jhr ratschlaget alle, wie ihr in die Schweiz möchtet kommen, keiner aber rät, wie man wieder herauskommt.» Das war eine prophecey, wie Gott gern durch kindisch einfältige alberne Leute wirkt und die Weltweisen durch der Narren Wort zurückschlägt. Aber sie hieltens für ein gelechter.»

Mehr ins einzelne geht naturgemäß der «Ehrenspiegel» des J. J. Gugger, der sich mit dem Heranwachsen des habsburgischen Hauses und somit auch mit den Streitigkeiten zwischen den Habsburgern und den Eidgenossen befaßt. Hier findet sich zunächst eine Darstellung der Abkunft und Gliederung des habsburgischen Geschlechtes, das schon zu Beginn des XIII. Jahrhunderts reich begütert war, ohne jedoch zu den großen Reichsfürsten zu zählen. Ihre Besitzungen lagen vor allem im Elsaß und Breisgau, dann aber auch in «Helvetien», und Fugger gibt eine recht anregende Schilderung

der Städte und Ortschaften, die hier zum habsburgischen Besitz gehörten, so von Aarau, einem «lustig wolerbaute Städtlein», von Bremgarten, Erlibach am Zürichsee, Glarus, Grüningen am Greifensee, Mellingen, Sempach – «ein Städtlein, an einem See, dem es den Namen gibt, eine meil von Lucern, im Argau gelegen. Hat vorzeiten Edelleute diß Namens gehebt, von denen es an Habsburg kommen. Diese Stadt nahm 1385 das Burgerrecht zu Lucern an: welches Erzherzog Leopolden, der es nicht zugeben wolte, in der unseligen Sempacher-Schlacht das Leben gekostet, wovon drunten an seinem ort soll gesagt werden –, Signau, Sursee, Talwyl, Wartenberg bei Basel, Wesen im Turgau, Zug, Einsiedeln, Frauenfeld, «die Hauptstadt im Turgau, Winterthur, «eine herrliche Stadt jenseits der Töb», Lentzburg, Rapperswyl, Nidau, Olten und andere. «Diese obbeschriebene helvetische Graf- und herrschaften», heißt es dann weiter, «auch Städte und Plätze, sind alle und jede von den Eidgenossen, entweder durch gewalt der Waffen, und meist zur Zeit Erzherzogs Friedrich (welcher, um daß er Papst Johann XXII. auf dessen Beredung vom Concilio zu Basel heimlich hinweggeflüchtet, Kaiser Sigismundus in die Acht erklärt und seine Lande den benachbarten Frey- und Reichsstädten preisgegeben) oder durch Verkauf- und Verpfändung, oder weil sie, ohne der Herrschaft willen und wissen, von den ungerechten Landvögten zuviel beschwert, sich selbst darzu bequemt, in ihren Bund gezogen wurden.» Daraufhin erfolgte dann die allmähliche Verlagerung des habsburgischen Hausbesitzes nach Österreich.

Immer wieder wird in zeitgenössischen Berichten, so auch im «Ehrensiegel», darauf hingewiesen, daß die habsburgischen Ritter mit Hochmut auf die Bauern herabsahen, denen sie sich im Feld weit überlegen glaubten. Es wird daher nicht unnütz sein, hier einen Blick auf die Entwicklung des Ritterwesens zu tun.

Im «Ehrensiegel» wird zum Jahre 1298 anlässlich der Kämpfe zwischen Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau um den Kaiserthron, die 1298 durch den Sieg Albrecht bei Göllheim entschieden wurde, über das Heer Albrechts berichtet: «Er hatte in seinem Heer 600 Hungarische Reiter, mit langen haarzöpfen und bärten, seltsamen und wilden ansehens, sonst aber allein mit handbögen bewaffnet, und mit langen pfeilen versehen, welche sie mit verwunderlicher geschwindigkeit hinter und vor sich schossen, selbst aber, auf ihren leichten pferden, wie die pfeile daher renneten, und von jedermann mit furcht angeschauet wurden. Ferner so hatte er 800 Speerreuter (Speerknaben nennt sie eine alte Chronik), und 1000 Kürisser auf starken hengsten, welche mit ganzen panzern bis über die kniehe bedeckt waren, beritten, alle vom besten Adel und Ritterstand. So waren auch seine Fußknechte der mehrer Teil mit Pickelhauben und Panzern dermaßen

verwahrt, daß kein Pfeil oder Boltz dadurch dringen konnte.» Diese Darstellung zeigt schon, daß man es hier nicht mehr mit einem Ritterheer im eigentlichen Sinn, sondern mit einer Mischung von Rittern und Söldnern verschiedener Art zu tun hatte.

Die Blütezeit des Rittertums liegt im Hochmittelalter, in der Zeit zwischen 900 und 1250, und es ist kein Zweifel, daß diese Blütezeit durch den großartigen, tragenden Gedanken des Mittelalters, der eine Einigung der ganzen Christenheit im Mittelpunkt trug, hervorgerufen und ausgestaltet wurde.

Die Ritterschaft hatte sich im Laufe der letzten Jahrhunderte vor 900 im Frankenreich herangebildet. Die große Ausdehnung dieses Reiches mit teilweise sehr gefährdeten Grenzen hatte die Aufstellung von Reiterheeren verlangt, die rasch beweglich von einer Grenze zur anderen eilen konnten. Der Heerbann, der noch auf altgermanischer Grundlage ruhte, bestand vornehmlich aus Kriegern zu Fuß, die nicht schnell genug an die bedrohten Grenzen gegen Araber an die Pyrenäen, gegen die Normannen im Norden, gegen Dänen, gegen Avaren im Osten geworfen werden konnten. Um die Reiter in genügender Stärke unterhalten zu können, kam man zum Lehenswesen. Der Lehensträger war durch die Belehnung mit Grund verpflichtet, sich im Ernstfall dem Lehensherrschaft beritten mit einer dem Lehen entsprechenden Zahl von Reitern zur Verfügung zu halten.

Es entstand hier ein neuer Stand, die Ritterschaft, die sich über die alte germanische Einteilung in Freie, Halbfreie und Unfreie hinwegsetzte. Auch Halbfreie und Unfreie konnten zum Ritter geschlagen werden, wenn sie sich bewährt hatten. Erst später kam die Forderung der «Ritterbürtigkeit», der Abstammung von ritterlichen – also auch keineswegs von freien – Vorfahren auf.

Der Heerbann trat nun immer mehr zurück. Die Ritterschaft übernahm fast ausschließlich die Ausübung des Heeresdienstes. Nur verhältnismäßig wenige Söldner, und meist nur zur Verteidigung von festen Plätzen, nicht zum Kampf im freien Felde, wurden im Hochmittelalter angeworben.

Die Ritterschaft, in der sich Angehörige aller früheren Stände, so auch Geistliche, zusammenschlossen, hatte den Adel als Kern, aber sie beschränkte sich keineswegs auf den Adel. Der neue Stand gab sich nun auch besondere Standesgesetze. Gurnemanz nennt dem Parsival als die hauptsächlichen ritterlichen Tugenden: Tapferkeit, Frömmigkeit, Maßhalten in allen Dingen, Mitleid mit den Schwachen. Den schärfsten Ausdruck fanden die ritterlichen Gesetze in den Regeln der geistlichen Ritterorden: der Templer, der Johanniter und der Deutschordensherren.

Der hochmittelalterliche Gedanke, der eine Führung der gesamten

Christenheit durch ein geistliches Oberhaupt und ihren Schutz durch ein weltliches, den Kaiser, vorsah, führte die Ritterschaft auf einen idealen Höhepunkt, der sich vor allem in den Kreuzzügen aussprach. Hier stellte sich ein großer Teil der Ritterschaft ohne Rücksicht auf eigene Interessen in den Dienst einer großen Sache; aber selbst hier machte sich die menschliche Unzulänglichkeit wieder geltend. Auch im Morgenland kam es zu Entartungen, die durch menschliche Selbstsucht hervorgerufen war.

Und man kann sich vorstellen, daß auch in der Heimat, nicht etwa nur in Deutschland, sondern in allen christlichen Ländern, sich auch in der Ritterschaft, besonders in der Jugend, der Gedanke fühlbar machte, man könne mit Verachtung auf nichtritterliche Leute herabsehen. Es ist das sicherlich keine Erscheinung gewesen, die man als allgemein typisch für den Ritter bezeichnen kann; sie verträgt sich nicht mit den ritterlichen Standesgesetzen. Aber diese Überheblichkeit machte sich in den Schweizerkriegen fühlbar und darum muß hier auf sie hingewiesen werden.

Nun liegen allerdings die Schweizerkriege nicht mehr in der Zeit des Hochmittelalters, und im Spätmittelalter, in der Zeit von 1250 bis 1500, verblaßte der hohe ritterliche Gedanke mit überraschender Plötzlichkeit. Der Hauptgrund liegt darin, daß das Rittertum mit dem Aufgeben der großen Ideen des christlichen Kaisertums, im XIII. Jahrhundert, seinen tiefsten Inhalt und seine ideale Stärke verlor. Dazu kam das Aufblühen der Städte, die einen Luxus entfalten konnten, den sich die Bewohner der vielfach recht primitiven Ritterburgen nicht leisten konnten, und der doch zu Neid und Nachahmung anreizte. Die Folge war ein Raubrittertum, das seinen Verdienst auf der Landstraße, nicht mehr in der Beute der Schlachtfelder suchte. Auch die Ritterschaft strebte nun nach Gewinn, teilweise ungerechter Art. Daneben trat die bessere Erscheinung des Soldrittertums, das seinen Verdienst in der Vermietung im Kriegsdienst suchte, eine Auffassung, die dem mittelalterlichen Ritter ebenfalls fern gelegen war.

Noch traten um 1300 nur in sehr geringem Maße, vor allem im Kampf um befestigte Orte, Fußvölker in die Erscheinung. Dann hatte man auch, aber ohne großen Erfolg, versucht, die unberittenen Begleiter der Ritterheere für den Kampf verwendbar zu machen. Im wesentlichen aber lag der Schwerpunkt immer noch auf dem Reiterangriff.

Das ist im großen die Situation zu Beginn der Kämpfe mit den Eidgenossen.

Die Lage im Reich hatte sich sehr zugespitzt. Auf Rudolf I. von Habsburg, der 1291 starb, war durch die Wahl der Kurfürsten nicht dessen Sohn Albrecht, sondern Adolf von Nassau auf den Thron erhoben worden, der von Albrecht heftig bekämpft wurde und 1298 bei Göllheim fiel. Nun

wurde doch Albrecht I., der Sohn Rudolfs, König. Ihn ermordete 1308 sein Neffe Johann Parricida. In die Regierungszeit Albrechts fällt die Tellensage. Heinrich von Lützelburg regierte von 1308 bis 1313. Dann entbrannte ein Thronstreit zwischen Friedrich dem Schönen von Österreich und dem Herzog Ludwig von Bayern, der schließlich seinen Gegner 1322 bei Mühl-dorf in Oberbayern besiegte. Friedrich wurde in ritterliche Haft in die Trausnitz bei Landshut gebracht und söhnte sich dann 1325 mit Ludwig dem Bayern aus, indem er auf den Thron verzichtete. Herzog Leopold I. von Österreich, ein Bruder Friedrichs des Schönen, hatte zunächst auch nach Mühl-dorf gegen Ludwig den Bayern weitergekämpft und versuchte auch, die drei Waldstätte wieder unter habsburgische Hoheit zu bringen. Ludwig der Bayer stellte sich auf Seiten der Waldstätte.

Im Jahre 1315 versuchte Leopold, mit Heeresmacht nach Schwyz vor-zudringen. Der Ehrenspiegel wie auch das Chronikon Germaniae berichten kurz, aber ziemlich gleichlautend über diesen Zug. Im «Ehrenspiegel» heißt es: «Nach dem Tode Heinrichs VII. und als das Reich durch die miß-stimmige Kaiserwahl in zweispalt gesetzt worden, hielten sich gedachte drey Lande (Uri, Schwyz und Unterwalden) zu Kaiser Ludwigen, da hin-gegen der Adel Kaiser Friederichen anhienge. Unter anderen verbanden sich Hugo, Heinrich und Albrecht, die Gebrüder Grafen von Werdenberg, mit Herzog Leopolden, dem, aus Haß und Feindschaft wider die Landleute, der Adel stark zuzog. Das Heer versammelte sich in der Stadt Zug, allda ward ein Anschlag auf die von Schweitz gemacht (nun folgt auch hier die Erzählung vom Rat des Hofnarren). Die Landleute aus den drey Wald-stätten hatten sich besammet, mit verzweifletem Entschluß, entweder zu sterben oder zu siegen: denn sie wußten wohl, daß sie, dafern sie über-wunden würden, von dem Adel viel ärgers, als der Tod selber ist, zu erwarten hätten. Als nun Herzog Leopolds Heer zwischen dem Egerisee und Berg Morgarten in die Enge kam, konnte es den wütigen Anfall der Landleute nicht vertragen, sondern mußten die Flucht geben. Es sollten 1500 Reisige von den Leopoldischen, außer was an Fußvolck umkommen, erschlagen und in den See gesprengt worden sein. Dies war die erste Schlacht mit den Eidgenossen, und ist den 16. novembris (1315) geschehen. Es waren unter den Österreichischen 50 Züricher, mit ihrer Stadtfarbe bekleidet: die wurden alle auf einem Platz erschlagen gefunden. Dieses erschreckte Zürich und andere Städte, daß sie sich von K. Friedrichs auf K. Ludwigs Seite begaben. Hierauf schwuren die drei Orte aufs neue zu-sammen den 7. decembris am Dienstag nach Nicolai: und ward also der drey Waldstätte Bund, wie er damals hieß, erneuert, auch von Kaiser Ludwigen bestätigt.»

Dieser Sieg bei Morgarten bedeutet noch keineswegs eine Überlegenheit des Fußvolkes gegenüber Ritterheeren. Er ist zurückzuführen einerseits auf die Überheblichkeit im Heere Leopolds, die das gefährliche Gelände und den Verteidigungswillen der Eidgenossen zu gering einschätzte, andererseits auf das kluge Verhalten der Eidgenossen, die sich, anscheinend auf den Rat des Rudolf Reding, die Gunst des Geländes zunutze machten und sich nicht auf den Kampf im freien Felde einließen.

Die habsburgische Herrschaft wurde nun auch in den übrigen Gebieten der Schweiz immer fragwürdiger. Solothurn konnte mit Hilfe von Bern einen Angriff Leopolds siegreich abwehren. 1332 trat Luzern dem ewigen Bunde bei. Im Laupenkrieg von 1339 bis 1340 besiegten die Berner eine habsburgfreundliche Koalition am 21. Juni 1339 bei Laupen.

Die kommenden Jahrzehnte stehen unter dem Eindruck des Ringens nach sozialer Neugestaltung der noch jungen Eidgenossenschaft.

Es ist meines Erachtens nicht ganz richtig, wenn man hier von einem Kampf der Eidgenossen gegen den Adel sprechen will. Auch Johannes von Müller, der von einem Haß des Adels gegen die Eidgenossen spricht, führt auch immer wieder Herren und Ritter an, die auf Seiten der Eidgenossen kämpften, und häufig nahmen Adelige innerhalb der Eidgenossenschaft führende Stellungen ein, so nach Johannes von Müller «Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, der Altschultheiß Heinrich von Mood, Stefan von Sillenen, Herr zu Sillenen und Küssnacht» und andere mehr.

Von den großen Herren, die Herrschaften in den heutigen schweizerischen Gebieten erworben hatten, standen die meisten auf Seite der Habsburger gegen die Eidgenossen. Sie fürchteten, oft nicht mit Unrecht, einen Besitz zu verlieren, den sie rechtmäßig erworben hatten. Johannes von Müller schreibt über die Zeit vor dem Sempacher Krieg: «Die damaligen Amtleute und Pfandherren waren streng auf den Untertan und stolz gegen die schweizerischen Eidgenossen, voll unmäßiger Geldgier und mutwilliger Verachtung des gemeinen Mannes, trotzig auf die Macht ihrer Vettern im österreichischen Rat. Leopold selbst (gemeint ist hier Herzog Leopold III. von Österreich, Sohn des Herzogs Albrecht II. von Österreich), gerechtigkeitsliebend und gut, soll oft seufzend gewarnt haben, sie werden Verderben und Untergang über die Herrschaft bringen; aber sie versperrten den Zugang des Throns. Dazu kam der Haß der Bürger und Landleute wider die Freiherren und Ritter, dieser gegen die ersteren und an vielen Orten auch der Städte und Landschaften gegen einander.»

Wie zu allen Zeiten, war es auch hier nicht leicht, den richtigen Weg zu finden. Es ist auch begreiflich, daß die Jugend mit besonderer Vorliebe auf

die ritterlichen Spiele und auf das höfische Leben blickte und so zu den großen Herren sich hingezogen fühlte, bei denen das ritterliche Leben in seinen prunkvollen Äußerlichkeiten gepflegt wurde.

Aber dann setzte sich doch in der Eidgenossenschaft eine – man kann sagen – Rückkehr zur altgermanischen Auffassung durch, die im freien Mann den Träger der staatlichen Ordnung sah. Und innerhalb der Klasse der Freien nahm der Adel, der aus besonderen Verdiensten um den Staat entstanden war, eine geachtete, aber keineswegs überhebliche Stellung ein. Dahin ging nun wieder die Entwicklung der Eidgenossenschaft.

Die Kämpfe im helvetischen Gebiet dauerten an, und schließlich kam es zu einer größeren Entscheidung im Sempacher Krieg.

Der «Ehrensiegel» berichtet darüber:

«In Helvetien entstunde A. 1385 eine neue und verderbliche Kriegsflamme, welche leider endlich auch den frommen Herzog Leopold (III.) aufgezehret. Die ersten Fünklein dieses Feuers werden von etlichen dem herzoglichen Adel im Lande, von andern den Eidgenossen zugeschrieben. Wann man aber dem Handel recht auf den Grund siehet, so befindet sich, daß beyde Teile Holz darzu beygetragen. Aus dem vorhergegangenen hat der wehrte Leser hieher zu widerholen, welchergestalt die Eidgenossenschaft in Helvetien, das harte Joch der herrschaftlichen Beamten und Edlen von sich werfend, sich zusammen vereinigt. Wiewol nun die oesterreichische Landvögte und andere Edlen im Lande sich an dem leidigen Beyspiel ihrer Vorfahren hätten spiegeln und aus fremdem Schaden klug werden sollem: so thäten sie doch das Widerspiel, besteiften sich in ihrem Hochmut und Frevel, und gedachten sich zu rächen, auch, was ihre Vorfahren verspielet, wieder zu gewinnen. Sie fingen auch an, ihre eigne Unterthanen aufs härteste zu pressen, und vermeinten, dadurch eine Furcht in sie zu pflanzen. Dies war wider alle Vernunft gehandelt: und hätten sie vielmehr die Liebe der Untern, welche vordessen durch Schärfe verscherzet worden, durch Güte und Gelindigkeit an sich werben sollen. Aber es ist des Hochmuts Natur, daß er solang oben aus tollet, bis er anlaufft und den Hals bricht. Es gienge ihnen, nach dem Sprüchwort: Wann man die Thür zu hart zuschlägt, so fährt sie wieder auf, und so man den Bogen überspannet, so bricht er. Sie pflanzten durch ihre Gestrengigkeit in das Volk nicht eine Liebe zur Herrschaft, sondern eine Begierde zur Freyheit. 'Sonderlich machten sie eine Stadt nach der anderen schwürig und abspenstig, indem sie dieselben mit unerträglichen Auflagen bebürdeten, die Bürger vor nichts hielten und zu eitel Sklaven machen wollten, und weder um Gottes noch um Ehre und Tugend willen, einigen Frevel unterließen. Hierdurch reizten sie wider sich, Gottes Ruthe und Strafverhängnis: also daß sie endlich mit

blutigen Köpfen davon gehen mußten. Sie machten, daß die beschwerten Untertanen, weil sie dessen ein Fürbild vor sich hatten, ihnen und der Herrschaft den Gehorsam auf sagten, und bey den Eidgenossen Schutz und Burgerrecht suchten. Es ware kein Wunder, daß die in ihrer Hoffnung betrogen wurden, die der Unteren Treu und Liebe durch Rauhe und Strenghheit zu erhalten vermeinten. Dann der irret sehr weit, sagt der weise Römer, welcher meint, ein Fürst könne in Sicherheit seyn an solchem Ort, wo Niemand vor ihm sicher ist. Aber weil der Pracht und Übermut sie selbst und ihr Vermögen überstieg, also mußten sie, zu dessen Unterhaltung, notwendig den Untern das Blut aussaugen, und ihnen sonst auf alle Weise beschwerlich werden.

Die Eidgenossen belangend, so hatten sie ihre Freyheit sich mit Gewalt eingesetzt und konnten sie nit anderst, als mit Gewalt sich darbey handhaben. Nun solche ihre Macht und Gewalt zu erweitern und zu vermehren, trachteten sie fort und fort, mehr Städte und Herrschaften in ihre Bündnis zu ziehen, pffiffen ihren Nachbarn, mit denen sie handelten und wandelten, die Freyheit süß vor, boten den von ihren Herrschaften Bedrängten Schirm und Hülfe an, und nahmen sie, wann sie freywillig kamen, in ihren Hauptstädten zu Bürgern auf. Im übrigen mochte man ihnen leicht eine Haarripfe geben, da waren sie in Harnisch, zogen zu Feld und rissen an sich, was ihnen vorkame.

Es hatten die Edlen im Lande, meist Herzog Leopolds Beamte und Lehenleute, vor zweyen Jahren dem Graven von Kyburg, ohne des Herzogs wissen und willen, wider sie beygestanden. Dieses zu rächen, machten sie am Thomas-Abend einen Anschlag auf die Stadt Rapperswyl, allwo damals ein Jahrmarkt war: dieses thäten die von Zürich und Glaris. Aber die Rapperswyler wurden heimlich verwarnet, welche Heinrich Gässlern, des Herzogs Bedienten, von Grüningen beriefen, und sich verwahrten: also blieb dieser Handel ungeschehen. Aber mit Rotenburg ging es ihnen besser von statten. Dieses Städtlein, samt Wolhausen, zu beyden Seiten neben Lucern gelegen, war den Herren von Torberg und Grünberg verpfändet: welche, weil sie zu streng herrschten, den Untertanen damit Anlaß gaben, sich dessen gegen die von Lucern zu beklagen. Dieses verdroß den von Torberg: darum ließ er etliche Rotenburger aufhenken, thäte auch den Lucernern auf der Straße viel Übels. Um deß willen nahmen die Lucerner in Eil Kriegsvolk an, zogen den 28. decembris vor Rotenburg, nahmen Schloß und Stadt ein und zerstörten, was fest darinnen war, damit sich der Feind nit mehr darinn aufhalten könnte.

Die von Sempach, als sie diesen Ernst und keine Hilfe sahen, wolten dergleichen nicht erwarten: nahmen demnach auch das Burgerrecht zu

Lucern, welchem Vorspiel viel andere folgten. (NB! Sempach war habsburgischer Besitz gewesen.) Dieses Alles wird von Albrecht Müllern, Rittern und Schultheißen zu Zürich, also beschrieben und zwar nit so partheylich, als von Stumpfen geschehen, welcher der Herrschaft alle Schuld allein gibt.

Die Lucerner eroberten und besetzten auch das Städtchen Reichensee, welches aber im folgenden Jahr (1386) von den Herzogischen wieder eingenommen und verbrennet, 200 Mann darin erschlagen, Weib und Kinder ins Feuer, und, was heraus vor die Stadt kame, in den See gesprengt wurden. Diese Unbarmherzigkeit ward hernach, an denen vom Adel als Tätern, vor Sempach abgestraft und gerochen. Solchergestalt fing dieses Kriegsfeuer an, heller Loh daher zu brennen. Es wurden auch im Eingang des Jahres vor Majenberg von den Herzogischen der Eidgenossen, die dies Städtlein auch erobert und besetzt hatten, bey 80 erlauert und erschlagen: worüber sie erzürnet, das Städtlein schleiften und einäscherten, und also die Besatzung abführten.

Dieses alles war zwar Ursach genug, Herzog Leopolden in Waffen zu bringen. Aber, da er vielleicht sonst diesem Übel, seiner angeborenen Gütigkeit nach, mit Friedensmitteln vorgebauet hätte, da begunnen diejenigen, so diesen Rocken also übel angelegt, und die Hornissen aufgereizt, seine Ohren zu belagern und ihn zur Rache anzufeuern. Sie sagten ihm zwar viel Dinge, womit ihn die Eidgenossen beleidigt: aber sie sagten gar nichts von ihrer eigenen Bosheit, womit sie zu solcher Beleidigung Ursach gegeben. Allhier hätte man wohl sagen mögen, was der junge Kayser Gordianus III. an seinen Schwager Mithridates geschrieben: Es ist ein elendes Ding um einen Fürsten, dem die Wahrheit verschwiegen wird; der, weil er selbst nit überall zugegen sein kann, nur andere anhören, und, was er angehört, bestätigen muß. Und hat Kayser Diocletianus wohl recht geklagt: Es sey nichts schwerers, als wohl regieren; zumal, weil etwa von vier oder fünf Hofbedienten, die sich zusammengerottet, ein frommer und weiser Fürst verkauft wird. Welches leider! an Herzog Leopolden nur allzu wahr geworden.

Dieser, nachdem er ein großes Heer gesammelt, zog damit gegen Helvetien. Unterwegs traf er auf die Hilfe der Rheinstädte, die sich zu den Eidgenossen verbunden hatten: von denen erlegte er 800 Reisige und viel Fußvolks. Folgende, nachdem er sich mit den Städten vertragen, kam er über die Eidgenossen, welche nun von allen Helfern entblößt waren, und ihnen also die Last des Krieges allein aufgebunden wurde. Damit seine Ankunft sie desto furchtsamer machte, wurde ihnen von allen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und Edlen, die bey Leopoldo waren, durch absonderliche

Fehdebrieve abgesagt. Dieser Briefe zählet Stumpfius bey 22, welche 2 Markgrafen von Hohburg, 7 Grafen, darunter der von Württemberg, Vehrigen und Lipfen, 25 Freyherrn, samt 171 Rittern und Edlen ausgefertigt und unterschrieben haben. Es wurde ihnen auch von allen Landvögten aus den benachbarten oesterreichischen Orten abgesagt. Die Städte in Schwaben bemühten sich zwar höchsten Fleißes, einen Frieden zu stiften, weil der Krieg ohne der Nachbarn Schaden nit abgehen konnte; es ward auch ein Anstand (= Verzögerung) vom Ausgang des März bis Mitte Mai erhalten und inzwischen vom Frieden gehandelt. Aber es war Alles vergebens, weil die Partien allzu sehr gegen einander erhitzt waren: wie man dann, zeit währenden Anstands, nit feiern konnte, sondern mit täglichen Scharmützeln denn größeren Krieg vorgespielet.

Nach beendetem Anstand zogen die Lucerner mit Hilfe der anderen Eidgenossen vor Wolhausen, und ferner vor Kopfenberg, welche beide Orte sie eroberten, den Torberg von da vertrieben, und folgend fast das ganze Aargau in Brand steckten. Die von Zürich beriefen aus den drei Waldstätten 1600 Mann zu sich, besetzten das Städtchen Sempach und gaben fleißig acht auf des Feinds Vorhaben.

Herzog Leopold, als er vernommen, daß gedachte 1600 Waldstätter sich in Zürich hielten, eilte mit seinen Reisigen auf Sempach zu, des Sinnes, selbige Besatzung aufzuopfern und den Eidgenossen also einen Schrecken einzujagen. Aber die Waldstätter, dessen verwarnet, verließen Zürich und zogen auch auf Sempach zu. Also kamen beide Heere, den 9. julii, fast gleichzeitig und in einer Stunde vor der Stadt an. Als Herzog Leopold der Eidgenossen, deren er sich nicht versehen, ansichtig wurde, hielt er Rat mit den Seinen: ab man die Feinde, ehe ihrer mehr würden, angreifen, oder des Fußvolks Nachkunft erwarten und die Pferde ausruhen lassen solle?

Sie, die meistens wohl bewaffnet und daneben blutgierig waren, rieten und riefen wie aus einem Mund: Hier hat uns Gott diese Bauern in unsere Hände gegeben! Und was für eine Schande wäre es für uns, wenn wir, die wir so wohl bewehrt sind, mehr Hülfe begehren sollten, diese handvoll nackender Leute zu überwältigen? Einer unter ihnen, Hans von Hasenburg, ein alter Ritter, der öfter bey dergleichen Handel gewesen, ließ sich diese Vermessenheit sehr mißfallen und vermahnete die Anderen: Sie sollten diese wenigen und schlecht bewehrten Leute nicht verachten, noch den eigenen Kräften zu viel zutrauen. Das Kriegsglück sey zweifelhaft, und es habe wohl schon früher ein schlechter Feind den stärkeren überwunden. Aber diese kluge Rede, so aus des Ritters grauem Alter und Verstand hergeflossen, ward von den hitzigen jungen Leuten für eine Furcht ausgedeutet. Daher einer von ihnen, Hanns von Ochsenstein, ihm antwortete: Oh Hasenburg,

du Hasenherz, du hast den Namen mit der Tat. Unser wären genug an diese Leute, wann unser nur halb soviel wären. Nach diesem wendete sich dieser ruhmredige Eisenbeißer an den Herzog und sagte: Sehet hier, dieses Häuflein Bauern wollen wir euch heute, wie ihr begehret, gesotten oder gebraten, überantworten.

Hierauf, weil ihre Pferde ermüdet, auch der Ort zum Reiten unbequem war, stiegen sie alle ab, gaben die Pferde ihren Knechten zu halten und traten also zu Fuß gegen die Eidgenossen: welche nur mit Schwertern und langen Spießen bewehrt waren, aber mutig und wütig anliefen. Es wurden anfangs bey 60 Eidgenossen niedergemacht, ehe der Herzogischen einer fiel oder verwundet wurde.»

Hier setzt nun bei Johannes v. Müller die Erzählung von Winkelried ein: «Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut oder Überraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens (der die Reserve heranzuführte). Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: ich will euch eine Gasse machen, sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenkt meines Geschlechts, war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen, wodurch, durch Schrecken, Eile, Not und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten.»

Der «Ehrenspegel» berichtet in der Fortsetzung: «Aber die Waldstätter, der harten und langen Arbeit gewohnt, fochten je länger, je hurtiger: hingegen die Herren und Ritter, von der Last ihrer Harnische gedrückt und von der großen Sommerhitze ermattet, konnten in die Läng nit dauern und erstickten zum Teil, ohne alle Wunden tot dahinfliegend.»

Hier setzt noch ergänzend das «Chronikon Germaniae», das auch nichts vom Winkelried berichtet, ein: «Auf des Hertzogen Seiten waren vil jung ungeübt Edelleut, die nit Bescheid wußten, und sich hitzig zu weit vom Haufen und Ordnung hinaus ließen».

Weiter im «Ehrenspegel»: «Also wurden sie endlich feldräumig gemacht und weil sie wegen der Waffenlast nit entlaufen konnten, auch die Knechte, ihr Leben zu retten, auf den Pferden davongeritten waren, zum

größeren Teil niedergemacht. Von Herzog Leopold schreiben etliche, er sei von den Seinen ermahnt worden, der Schlacht an einem sicheren Ort zuzusehen, was er aber nicht tun wollte. Andere melden, er habe zwar solches getan: aber als er die Gefahr der Seinigen gesehen, sey er vom Roß mitten unter die Feinde gesprungen und also mit den anderen ritterlich gestorben. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß er unter den ersten erschlagen gefunden worden.

Diese Niederlage widerfuhr den Herzogischen allein wegen ihres Hochmutes, und daß sie den Feind verachtet hatten: wiewohl auch sonst viele unter ihnen zur Strafe reif gewesen, und also der fromme Leopoldus, wie es oftmals zu geschehen pfeget, seiner bösen Gesellschaft entgelten müssen.

Der Höchste Hochfahrt haßt: Trotz nicht auf deine Kraft!

Er macht den Worte-Stolz mit hartem Sturze büßen.

Wer seinen schwachen Feind verachtet, wird gestraft:

Daß er, todt und besiegt, ihm liegen muß zu Füßen.

Die sieghaften Eidgenossen lagen drey Tage auf der Walstatt, und machten gute Beute an den Erschlagenen. Es waren der Eidgenossen bey 200, der Herzogischen aber, außer den Edlen, bey 2000 erschlagen worden. Am vierten Tag erlaubten sie den Dienern der Erschlagenen, ihrer Herren Leichname abzuholen, welche wegen der Hitze allbereit waren stinkend worden. Also wurden ihrer viele hinweg und in ihre Heimat geführt, und daselbst ehrlich begraben. Die übrigen aber, so man nicht abgeholt (unter welchen bey 356 von Adel sollen gewesen sein), wurden in eine große Grube zusammen geworfen und allda zugescharret: über selbige ward hernach eine Capelle gebaut, die an dem Ort noch zu sehen ist.»

Soweit der Bericht des «Ehrenspiegels» über die Sempacher Schlacht. Die Kämpfe mit den habsburgischen Herren waren damit noch nicht zu Ende. 1388 siegten die Glarner bei Naefels über die Habsburger. Ein Waffenstillstand von Zürich von 1389, dem 1394 ein Frieden folgte, gab im Wesentlichen die habsburgische Herrschaft in der Schweiz auf. Weitere Kämpfe gingen vor allem auf den Anschluß anderer Gebiete – Appenzell 1411, St. Gallen 1412, Aargau 1415 – an die Eidgenossenschaft. Im Alten Zürcherkrieg von 1439 bis 1450 fochten die Zürcher mit Kaiser Friedrich III. gegen die Eidgenossen um das Toggenburger Erbe; hier siegten die Eidgenossen 1443 bei St. Jakob a. d. Sihl und 1446 bei Ragaz; 1460 kam der Thurgau zur Eidgenossenschaft.

Die schweizerische Geschichtsforschung lehnt die Erzählung von der Tat des Arnold Winkelried bei Sempach nicht ab. Sie gehört nicht, wie die Tellensage in das Gebiet späterer sagenhafter Ausschmückung der Geschich-

te. Die aufopfernde Tat des Winkelried kann wohl so, wie sie in den älteren Chroniken berichtet wird, stattgefunden haben. Sie ist ein schönes Zeugnis von der mutigen Aufopferung eines Einzelnen für die große vaterländische Sache. Wir finden Ähnliches fast bei allen Völkern, die um ihre Freiheit und ihren Bestand kämpften.

Aber von ausschlaggebender Bedeutung für den Sieg bei Sempach ist gewesen, daß auf der einen Seite die Ritter nicht verstanden hatten, Disziplin und Schlachtordnung zu halten – schon die Templerregeln belegten mit schweren Strafen, sogar mit Ausstoßung aus dem Orden, den Drang der Ritter, einzeln aus der Schlachtordnung vorzustößen, um sich persönlichen Ruhm zu gewinnen –, auf der anderen Seite aber – und das ist von besonderer Bedeutung – haben die Eidgenossen bereits ein Fußvolk geschaffen, das diszipliniert auch im freien Felde den Rittern gegenüber treten konnte. Bei Morgarten hatte ausschließlich die gute Ausnützung des Geländes den Sieg ermöglicht; bei Sempach war das nicht mehr im gleichen Maße der Fall: hier siegte die Tüchtigkeit der Truppe, die vermutlich auch eine Umgehungsbewegung gegen die feindlichen Flanken durchführte. Noch war das spätere Fußvolk nicht völlig entstanden – der Sempacherbrief vom 10. Juli 1393 berichtet zum Beispiel noch ausdrücklich von der Schlacht, daß «der viende vil entwichen, die all uff der walstatt umb beliben werent, hettent die unsern Jnen nachgevolget und nüt geplündert» –, aber der Anfang dazu war gemacht und seit Morgarten sind zweifellos große Fortschritte erzielt worden.

Primitive Kampfweise

Von Dr. H. Scheller

Wären unter den Befürwortern eines primitiven Widerstandes als Richtlinie für den Ausbau unserer Armee nicht auch achtbare militärische Kreise, so würde man sich vor Erstaunen darüber, daß einer Armee ein solch niederziehendes Schlagwort vorgesetzt werden soll, an den Kopf schlagen. Oder ist in diesem Zielpunkt doch irgend etwas Anfeuerndes, Wertvolles zu finden? Bevor wir auf die konkreten Vorstellungen, die dazu geführt haben, diesen Begriff als Richtlinie zu empfehlen, eingehen, wollen wir doch gutwillig untersuchen, ob nicht auch etwas grundsätzlich Positives darin stecken könnte.

Ein primitiver Widerstand ist mehr als keiner; er kommt einem schwer geschlagenen Volk zu, vielleicht auch einem Volk, das sehr arm wäre, oder wegen widriger Umstände nicht in der Lage, sich die Waffen für einen